Weit mehr als die Gewalt selbst
Von der Notwendigkeit komplexer Definitionen

Marc Buggeln, Christian Gudehus, Elissa Mailänder und Veronika Springmann diskutieren im Folgenden über kollektive Gewalt. Der Fokus des Gesprächs liegt auf den Definitionen, Repräsentationen und Methoden der Gewaltforschung.[1]

Was verstehen wir unter Gewalt?

Marc Buggeln

Heute konzentriert sich insbesondere in Deutschland die Gewaltforschung stark auf direkte, physische Gewalt. Demgegenüber war der Begriff der »strukturellen Gewalt« in den 1970er Jahren weit verbreitet. Betrachtet man die Definition von Johan Galtung, so lag für ihn »Gewalt […] dann vor, wenn Menschen so beeinflusst werden, dass ihre aktuelle somatische oder geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potentielle Verwirklichung«.[2] Als wesentliche Formen der strukturellen Gewalt arbeitet er in diesem Zusammenhang Armut, Unterdrückung und Entfremdung heraus. Galtungs Definition ist so offen, dass jede Behinderung von Menschen bei der Entfaltung ihres Potentials als Gewalt gefasst werden kann. Damit würde praktisch jedem Menschen täglich Gewalt angetan, auch wenn Galtung den Blick hauptsächlich auf Gewalt gegen Unterschichten lenkt und insbesondere jede Form von sozialer Ungleichheit als Gewalt begriffen hat. Die an Galtung orientierte Forschung interessierte sich weniger für konkrete Gewaltprozesse. Erforscht werden sollten die Ursachen von Gewalt.

Seit Anfang der 1990er Jahre geriet diese Forschung in Deutschland zunehmend in die Kritik, und es gab einen Wandel in der Gewaltforschung: Trutz von Trotha, Heinrich Popitz, Birgitta Nedelmann, Wolfgang Sofsky u. a. untersuchten nun die phänomenologische Seite der Gewalt. Das heißt sie analysierten die konkrete Gewalttat und verzichteten weitgehend auf eine Motivanalyse. Das hat viele neue Einsichten hervorgebracht. Allerdings besteht bei diesem Ansatz häufig die Tendenz, Gewalt zu einer ahistorischen, anthropologischen Konstante zu erklären.[3] Zudem vermag der kategorische Ausschluss der Motivanalyse aus der Gewaltforschung nicht zu über-

1 Angeregt wurde das Gespräch, das wir per E-Mail im Frühling und Sommer 2019 geführt haben, von einem italienischen Kollegen, Paolo Fonzi, bei dem wir uns an dieser Stelle herzlich bedanken.

2 Johan Galtung, Gewalt, Frieden und Friedensforschung, in: ders. (Hg.), Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung, Reinbek 1975, S. 7–36, hier S. 9.

3 Sofsky spricht etwa von einer »mißlichen Neigung der Spezies«. Wolfgang Sofsky, Todesarten. Über Bilder der Gewalt, Berlin 2011, S. 15.

zeugen.[4] Die zentrale Gewaltdefinition, auf die sich diese neuere deutsche Gewaltsoziologie dabei beruft, stammt von Heinrich Popitz: »Gewalt meint eine Machtaktion, die zur absichtlichen körperlichen Verletzung anderer führt.«[5] Dabei wurde der Gewaltbegriff zumeist auf die direkte physische Gewalt reduziert, die in der direkten Konfrontation von Opfer und Täter*in geschah. Schlagen, Treten, Aufhängen bildeten zentrale Beispiele für die untersuchten Gewaltphänomene.[6] Die Definition von Popitz kann aber auch offener interpretiert werden. Die beiden entscheidenden Parameter in der Definition sind »absichtlich« und »körperliche Verletzung«.

Entsprechend könnte die Popitz'sche Definition Grundlage für eine umfassendere Gewaltforschung sein. Aus meiner Sicht greift die ausschließlich auf die direkte, physische Gewalt abzielende neuere deutsche Gewaltforschung für die meisten Gewaltphänomene zu kurz. Gesellschaftliche Strukturen und Herrschaftsverhältnisse werden darin häufig nur ungenügend analysiert. Für die Erforschung der meisten Gewaltprozesse ist es nötig, nicht nur die direkte physische Gewalt, sondern auch strukturelle Gewalt in den Blick zu nehmen.

Da ich der Kritik an der alten Galtung'schen Definition und ihrer zu großen Offenheit zustimme, schlage ich vor, diese stärker einzugrenzen. Die neue Definition könnte dann lauten: »Gewalt liegt dann vor, wenn Menschen so beeinflusst werden, dass ihre aktuelle somatische oder geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potentielle Verwirklichung und sie dadurch körperlich verletzt oder schwer krank gemacht werden.« Dadurch würde nicht jede Benachteiligung als Gewalt gefasst werden, aber das strukturelle Moment der Gewalt würde wieder stärker in den Blick rücken.

Elissa Mailänder

Diese Präzisierung ist interessant, sie führt uns allerdings zu einem psychosomatischen »Schaden« und somit zu einem physischen Gewaltbegriff zurück. Gewalt wirkt auf Körper, Seelen oder Dinge ein: Sie zwingt, beugt, bricht und zerstört, ob das durch Arrangements von Architektur, die Zurichtung von Körpern durch Disziplin und Drill in Schulen, Werkstätten, Gefängnissen oder durch interpersonelle Gewalt passiert.[7] Ein wichtiges Herausstellungsmerkmal von Gewalt ist, dass sie – ob physisch, symbolisch oder psychisch, direkt oder indirekt, augenblicklich oder verzögert – immer unterschiedliche Akteur*innen ins Spiel bringt.

Abgesehen von so genannter höherer Gewalt *(vis maior)* im juristischen Sinne sind auch Umwelt- und Gesundheitsschädigungen Menschenwerk. Diese Gewaltformen wirken nicht so unmittelbar und spektakulär wie beispielsweise Terroranschläge oder Krieg, sie manifestieren sich oft erst nach Jahren, Jahrzehnten oder Jahrhunderten, weshalb der Umweltforscher Rob Nixon den Begriff der *Slow Violence* prägte.[8] In diesem Sinne verstehe ich auch Galtungs Definition von struktureller Gewalt: nämlich dass durch menschliche Nachlässigkeit oder Absicht überlebenswichtige Ressourcen wie Wasser, Nahrung, Medikamente oder Rettungshilfe und Schutz zurückgehalten

4 Wolfgang Knöbl, Perspektiven der Gewaltforschung, in: Mittelweg 36 26 (2017) 3, S. 4–27, hier S. 10.

5 Heinrich Popitz, Phänomene der Macht, Tübingen 1986, S. 73.

6 Vgl. z. B. die Aufzählung von Gewalthandlungen bei Trutz von Trotha, Zur Soziologie der Gewalt, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 37 (1997), S. 9–56, hier S. 26.

7 Michel Foucault, Analytik der Macht, Frankfurt a. M. 2005, S. 255.

8 Rob Nixon, Slow Violence and the Environementalism of the Poor, Cambridge/MA 2011, S. 1–44.

werden, wobei Menschen zu Schaden kommen. Das sind, zugegeben, komplexe Entscheidungsketten und Ablaufprozesse, die jedoch von konkreten Menschen verantwortet werden

Besonders reizvoll an Nixons Konzept finde ich, dass es globale Machtasymmetrien aufzeigt, Ausbeutung und Bevormundung in den Blick nimmt. Macht, als »Ensemble wechselseitig induzierter und aufeinander reagierender Handlungen«[9] ist ein gesellschaftliches Grundphänomen, dem sich niemand entziehen kann. Die feministische Forschung hat, unter Rückgriff auf Michel Foucault, Machtdispositive neu gedacht, wobei ihre Beobachtungen auf bestehenden Diskriminierungen basierten. So kam es, dass nicht allein die soziologisch wichtige Kategorie Klasse, sondern auch andere Variablen wie *Race*, Geschlecht, Alter, Religion oder Gesundheit systematisch mitgedacht wurden. Im globalen Norden nehmen wir die Auswirkungen von US-amerikanischen oder französischen Atomtests auf die lokalen Bevölkerungen im Südpazifik, von ausbeuterischer und umweltschädigender Medikamentenproduktion westlicher Pharmakonzerne in Indien oder von Giftmüllauslagerungen nach Afrika nur selten und recht halbherzig wahr. Unsere Regierungen anerkennen die Bewohner*innen des globalen Südens nicht als gleichberechtigte politische Akteur*innen und ignorieren deren indigenes Wissen, nach Gayatri Chakravorty Spivak ein klassischer Fall von »epistemischer Gewalt«.[10]

Veronika Springmann

Marc und Elissa haben die Defizite benannt, die mit zu engen Konzeptualisierungen einhergehen, nämlich die fehlende Thematisierung der Macht- und Herrschaftsverhältnisse, innerhalb derer Gewalt stattfindet. Die Definitionen von Gewalt sind ja immer auch zu verstehen als Ausdruck der Zeit und der Debatten, innerhalb derer sie entstanden sind. Galt Gewalt lange als Phänomen, das in und mit der Moderne überwunden werden konnte, konstatierte Johan Galtung eine dräuende Ungleichheit, für die es aber bis dahin keine Begrifflichkeit gab. Dass »strukturelle Gewalt« Ende der 1990er Jahre und zu Beginn des 21. Jahrhunderts als zu amorph und zu unpräzise kritisiert wurde, hat sicherlich auch mit der Veränderung in der Geschichtsschreibung des Holocaust und des Nationalsozialismus zu tun (hier ist vor allem die Geschichte der Konzentrationslager zu nennen). Diese ist in den 1980er Jahren an einem Punkt angekommen, sowohl die Täter*innen als auch deren konkrete Gewalttaten zu untersuchen. Der beunruhigende Befund, dass die Täter*innen aus der Mitte der Gesellschaft kamen und keineswegs als pathologische Mörder oder Monster kategorisiert werden konnten, führte letztlich auch zu einer genaueren Analyse der Gewaltpraktiken.[11]

Elissa hat bereits die Begrifflichkeit der epistemischen Gewalt erwähnt, also den Versuch, »das koloniale Subjekt als Anderes zu konstituieren.«[12] Die Anwendung dieser Definition ist nicht nur aufschlussreich in der Betrachtung von kolonialer Gewalt, sondern immer dann, wie es Spivak ausführte, »wenn ein Narrativ der Realität als

9 Foucault, Analytik der Macht, S. 252, S. 220–239.

10 Gayatri Chakravorty Spivak, Can the Subaltern Speak?, in: Cary Nelson/Lawrence Grossberg (Hg.), *Marxism and the Interpretation of Culture*, Urbana 1988, S. 66–111.

11 Christopher Browning, Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die »Endlösung« in Polen, Hamburg 2009.

12 Spivak, Subaltern, S. 42.

normativ etabliert wurde.« Das kann nicht nur für Untersuchungen zu Antisemitismus oder Rassismus produktiv gemacht werden, sondern auch für Studien, die sich mit der Frage von Devianz, seien es marginalisierte Sexualitäten oder geschlechtlich codierte Verhaltensweisen (beispielsweise Hysterie), auseinandersetzen.

Peter Imbusch hat in seiner Relektüre des Galtung'schen Begriffs der strukturellen Gewalt darauf hingewiesen, dass Galtung den Gewaltbegriff über zwei Fragestellungen erweitert habe: Erstens die Frage, ob es für Gewalt »einen identifizierbaren Täter geben muss«.[13] Diese stellt sich dann, wenn wir beispielsweise über Flucht oder Vertreibungen nachdenken. Laut UNHCR sind im letzten Jahr im Mittelmeer über 2.200 Menschen ertrunken. Die Geflüchteten versuchten, Europas Küsten zu erreichen. Im März 2019 hat die EU die letzten Schiffe, die diese Menschen hätte retten können, abgezogen. Ist das Gewalt?

Die zweite Frage, nämlich die der Verkürzung von Gewalt auf die physische Gewalt, wurde innerhalb der feministischen Forschung immer wieder aufgeworfen, beispielsweise von Judith Butler. Die Begriffe, Definitionen, das Verständnis davon, was Gewalt ist oder wie Gewalt beschrieben werden kann, sollten nicht gegeneinander ausgespielt, sondern vielmehr miteinander kombiniert werden, um die unterschiedlichen Gewaltpraktiken, Situationen, Akteur*innen, Bedingungen und Funktionen – in ihrer Komplexität – berücksichtigen und vermessen zu können.

Christian Gudehus

Es wird niemals eine umfassende Definition von Gewalt geben. Wer soll die Autorität haben, Formen grundsätzlich auszuschließen? Viel gewinnbringender ist zu akzeptieren, dass Gewaltforschende definieren, was sie in ihren Arbeiten als Gewalt bezeichnen und aus welchen Gründen sie das tun. Das ist transparent und eröffnet die Möglichkeit zur Diskussion. Ein solches Vorgehen führt übrigens nicht in die Beliebigkeit, sondern zwingt die Forschenden und Lehrenden genau zu bestimmen, worüber sie gerade reden. Nur ein Beispiel. In der gesamten Diskussion, die hier dokumentiert ist, sprechen wir von Gewalt, meinen aber in fast allen Fällen kollektive Gewalt. Diese unterscheidet sich von individueller Gewalt und beinhaltet diese zugleich. Entsprechend gewinnbringend ist, das kollektive Element vom individuellen zu isolieren. Gewalt ist weit überwiegend nicht kollektiv, sondern findet mehrheitlich in Kontexten sozialer Vertrautheit statt.

Die Frage nach der Definition hängt wesentlich mit dem jeweiligen Erkenntnisinteresse zusammen. Also damit, was wir denn von dem, was wir (als Gewalt) untersuchen, wissen wollen. Wenn es etwa um soziale Dynamiken geht, ist es nur bedingt relevant, ob wir einen Fall kollektiver Gewalt eindeutig als Genozid bezeichnen können oder nicht. Dennoch kann es sinnvoll sein, Genozide als speziellen Fall kollektiver Gewalt von anderen Fällen zu unterscheiden. Etwa dann, wenn es Spezifika gibt, die einen Erklärungsgehalt haben. So könnte eine radikale Genoziddefinition lauten: »Mit dem Tod sanktioniertes Verbot, jemand zu sein.«[14] Ausgehend vom Erkenntnisinteresse bieten sich eher engere als weitere Bestimmungen an. So bedarf es zur Herstellung kollektiver Gewalt vieler Handlungen, die jenseits des Kontextes nicht als Gewalt ver-

13 Peter Imbusch, Strukturelle Gewalt. Plädoyer für einen unterschätzten Begriff, in: Mittelweg 36 26 (2017) 3, S. 28–51, hier S. 29.

14 Dieser Vorschlag ist inspiriert von Claudia Card und Gesprächen mit Daniel Bultmann.

standen würden, wie etwa Kochen, Mauern, Absperren, Listen anfertigen. Oder die Ausstattung und Versicherung eines Schiffes im Kontext des atlantischen Sklavenhandels. Es kann sinnvoll sein, solche Handlungen von dem was ich »Gewalt per se« nennen möchte, zu unterscheiden.

Mir erscheint es nicht durchgehend sinnvoll, Gewalt zum Mittelpunkt der Gewaltforschung zu machen. So können etwa eine oder diverse Beziehungen (Relationen) untersucht werden, in deren Regulation Gewalt eine Option ist. Dann ist nicht die Relation der Kontext, sondern der zentrale Untersuchungsgegenstand. Das gilt für Erziehung (oder Zurichtung) nicht weniger als für internationale Beziehungen. Aus einer solchen Perspektive ist Gewalt in einem Kontinuum von Handlungen zu sehen, die, je nach Standpunkt, alle als Gewalt definiert werden können oder eben nicht.

Wie schreibt man eine Geschichte der Gewalt oder was ist das historische Moment in der Betrachtung von Sozialität?

Veronika Springmann

Mit Erscheinen der Monografie von Wolfgang Sofsky *Die Ordnung des Terrors*[15] und des Sammelbandes von Trutz von Trotha – Marc hat bereits darauf hingewiesen – gab es in den 1990er Jahren nicht nur eine Verschiebung dessen, was als Gewalt wahrgenommen wurde, auch für die Analyse und das Schreiben hatte dieser Wechsel Konsequenzen. Nicht mehr das Warum oder die Ursachen der Gewalt standen im Mittelpunkt, sondern die Gewalthandlung selbst. Phänomenologisch inspiriert, sollte die Beschreibung der Gewalt so präzise wie möglich erfolgen. Dieses Wie stellte empirisch arbeitende Forscher*innen vor große Herausforderungen. Orientiert an Clifford Geertz' Methode der dichten Beschreibung wurde vor allem ethnografisch gearbeitet. Für Historiker*innen ist das ein großes Problem, da wir keine teilnehmende Beobachtung machen können und deswegen hoffen müssen, Quellen zu finden, in denen Gewalt angedeutet, beschrieben, gezeigt wird. Davon abgesehen birgt diese Perspektive die Gefahr in sich, den historischen Moment und damit auch die Sozialität, in der die Gewalt stattgefunden hat, nicht mehr ausreichend zu berücksichtigen. Das lässt sich aber auch andersherum wenden: Was machen wir mit den Nichtsichtbarkeiten von Gewalt bzw. mit der Gewalt, die in dem Moment, in dem sie stattgefunden hat, nicht als Gewalt beschrieben, vielleicht noch nicht einmal als solche wahrgenommen wurde? Beispiele dafür sind sexuelle Gewalt oder Gewalt in Gesellschaften mit kolonial-rassistischen Ordnungsmustern. Ab wann werden Praktiken zu gewaltförmigen Praktiken? Ist es allein die körperlich wahrgenommene und sichtbare Verletzung?

Damit komme ich zu einem weiteren Problem. Mit der oben genannten Perspektivverschiebung rückte der Körper ins Zentrum. Statt ihn aber zu historisieren, wurde er als anthropologische Konstante gesehen. Allerdings trifft und verletzt Gewalt als soziale Praxis den Menschen als soziales Subjekt und damit seine Position innerhalb eines Herrschaftssystems.[16] Die Anthropologin Nancy Scheper-Hughes hat schon früh darauf hingewiesen, dass Gewalt nicht nur in ihrer Körperlichkeit, ihrem Schmerz,

15 Wolfgang Sofsky, Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager, Frankfurt a. M. 1997.

16 Katharina Inhetveen, Gewalt, in: Robert Gugutzer/Gabriele Klein/Michael Meuser (Hg.), Handbuch Körpersoziologie, Wiesbaden 2017, S. 101–115.

ihrer Körperverletzung verstanden werden könne. Die sozialen und kulturellen Dimensionen erst geben der Gewalt ihre Macht und ihre Bedeutung. Wenn wir uns nur auf die körperlichen Aspekte von Gewalt konzentrieren, riskieren wir es, zu voyeuristisch oder zu pornografisch zu werden.[17]

Ich frage mich, warum die deutsche Gewaltforschung sich nicht viel intensiver mit dem Konzept der Intersektionalität auseinandersetzt. Eingeführt wurde dieser Begriff 1989 von der US-amerikanischen Rechtswissenschaftlerin Kimberlé Crenshaw. Anlass war ein Prozess, in dem über eine Klage schwarzer Frauen gegen das Bezahlungssystem von *General Motors* verhandelt wurde. Weder die geschlechtliche noch die rassistische Diskriminierung wurde vom Gericht anerkannt.[18] Damit zeigte Crenshaw zunächst, dass *Gender* und *Race* nicht voneinander getrennt betrachtet werden können, sondern in ihrer Verwobenheit oder ihren Überkreuzungen analysiert werden müssen. Inzwischen ist das Forschungsprogramm nicht nur mit Blick auf zu berücksichtigende Kategorien erweitert worden (etwa Sexualität, Klasse oder Religion), sondern auch als methodisches Instrument ausdifferenziert worden. Eine intersektional informierte Sichtweise sensibilisiert nicht nur für gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse, sondern auch dafür, wie und in welcher Form Subjekte und deren Körper in diese eingelassen sind. Das wiederum könnte und sollte nutzbar gemacht werden für eine Geschichte der Gewalt. Körper sind nicht geschichtslos. Im Gegenteil. Gerade weil sie eine Geschichte haben, werden sie – ob als Opfer oder Täter*in – zu Akteur*innen von Gewalt.

Marc Buggeln

Ohne die Debatten um die neuere Gewaltforschung hätte ich mir selbst die Gewalthandlungen in den KZ-Außenlagern vermutlich nicht so genau angeschaut und analysiert, wie ich es dann getan habe.[19] Selbst in einem System wie dem Konzentrationslager, in dem Gewalthandeln für die KZ-Wachmannschaften weitgehend erlaubt und mitunter auch belohnt wurde, kam es nicht in jeder beliebigen Situation in ähnlicher Häufigkeit zur Gewalt. Es gab zwar einige wenige Wachmänner, die nahezu immer und in vielen verschiedenen Situationen zur Gewalt griffen, doch sie waren die Ausnahme. Die alltägliche Gewalt folgte Regeln, und für die meisten Mitglieder der Wachmannschaften bedurfte es der Anlässe, um Gewalt auszuüben. Diese waren in den KZ-Außenlagern sehr häufig mit der Zwangsarbeit verbunden. An den Arbeitsstätten spielte die Form der Arbeitskontrolle eine wichtige Rolle beim Ausmaß der Gewalt. Wenn in einem industriellen Fertigungsprozess die individuellen Arbeitsergebnisse der Häftlinge erfasst werden konnten, so konnte der Gewalteinsatz gezielter erfolgen, weil am Ende des Arbeitstages Häftlinge, die die Quote nicht erfüllten, bestraft werden konnten. Falls aber eine Ermittlung des Arbeitsergebnisses nicht möglich war, wie etwa bei den meisten Bauarbeiten, dann kam es zu einer Anstrengungsüberwachung. Diese beinhaltete die Gefahr, dass Häftlinge bei jeder noch so kleinen Pause misshandelt werden konnten. Es muss also die Gesamtsituation im Lager in den Blick

17 Nancy Scheper-Hughes/Philippe Bourgois, Making Sense of Violence, in: dies. (Hg.), Violence in Peace and War. An Anthology, Oxford 2003, S. 3–27.

18 Kimberlé Crenshaw, Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, in: The University of Chicago Legal Forum 139 (1989), S. 139–167.

19 Marc Buggeln, Arbeit und Gewalt. Das Außenlagersystem des KZ Neuengamme, Göttingen 2009.

genommen werden, um die Gewalt umfassend analysieren zu können. Gerade wenn es sich um gesellschaftlich häufiger anzutreffende Gewaltphänomene wie eine Ohrfeige oder einen Faustschlag handelt, vermag die Tat selbst noch wenig über die Motive auszusagen. Am ehesten trägt eine Analyse der Gewalttat selber weiter, wenn es sich um extreme oder auf besondere Erniedrigung abzielende Gewalttaten handelt, weil hier die gewählte Form mehr über die Motive des/der Täter zu verraten mag.

Mindestens so herausforderungsreich wie jede Form der Komparatistik scheint mir ein Vergleich von Gewalthandlungen über Jahrhunderte hinweg.

Christian Gudehus

Veronika sieht ein Problem darin, (vorgeblich) nicht sichtbare Gewalt zu beschreiben, etwa weil sie historisch nicht als solche konzeptualisiert worden ist. Genau in solchen Phänomenen allerdings, so glaube ich, manifestiert sich das Historische des Gegenstands. Dass sich Definitionen und Wahrnehmungen von dem, was wir heute als Gewalt bezeichnen, ändern, relativiert die ausgeübte und ertragene Gewalt ja nicht, sondern verdeutlicht ihre historische (und regionale) Spezifität. Diesen Wandel von Deutungen sichtbar zu machen, heißt Gewalt zu historisieren. Ein Beispiel: Die Gewalt, die europäische Besatzungen auf den Schiffen im historischen Kontext der atlantischen Sklaverei gegen die Versklavten ausgeübt haben, findet eine Voraussetzung und damit auch Erklärung in der Gewalt, die in Europa und insbesondere in der Seefahrt herrschte. Kriege, Folter, gewaltsame Unterdrückung, extreme soziale Ungleichheit, die in Tötungsrechte der Herrschenden mündete – so jenes der Kapitäne über Teile ihrer Besatzungen – sind Kennzeichen eines sich erst langsam von dieser Art Gewalt entfernenden Europas. Solche Beziehungen sind Teil einer Geschichte der sozialen Bedingungen, die Gewalt hervorbringen. Fast gegenteilig argumentiert ließe sich jedoch fragen: Entspricht es nicht einer Enthistorisierung, dort Gewalt zu sehen, wo die historischen (bzw. lokalen) Akteur*innen in ganz anderen Konzepten dachten und fühlten? Hier empfiehlt sich ein pragmatisches Vorgehen: Gewalt als Forschungsgegenstand kann nur sein, was wir (jeweils) heute darunter verstehen.

Ich stimme Marc unbedingt darin zu, Gewalthandlungen über die Zeit zu vergleichen. Außerdem sollten Geschichten der Gewalt auch als Geschichten individueller Gewalt geschrieben werden. Ein Weg dies zu tun, wäre sich mit Gewaltpraktiken jeglicher Art zu beschäftigen. Mein Vorschlag ist eine Anthropologie der Gewaltformen. Noch spezieller wäre im Kontext der historischen Praxeologie von Gewaltpraktiken zu reden. Noch mangelt es jedoch an umfassenden Beschreibungen solcher Praktiken zu verschiedenen Zeiten und Orten und darauf aufbauend an vergleichenden Studien.[20]

Um Gewalt umfassend zu verstehen, muss allerdings weit mehr als die Gewalt selbst verstanden werden, auch da stimme ich Marc zu. Nachdrücklich plädiere ich dafür, auch das, was Forschende nicht als Gewalt definiert haben, zum Bestandteil der Gewaltforschung zu machen. Das betrifft etwa all jene Handlungen, die Verfolgung mindern, das Verstecken, Warnen, Ernähren, oder auch nur ein Moment des Zuspruchs. All dies konstituiert ebenso wie die Bäckerei oder Wäscherei in einem Konzentrationslager das Gewaltgeschehen.

20 Ein Versuch, Abhilfe zu schaffen, findet sich auf https://www.practices-of-violence.net/ (letzter Zugriff 29.4.2020).

Elissa Mailänder
In der Tat: Was ist historisch an der Gewalt? Ist es die spezifische Weise, wie eine bestimmte Gesellschaft in der Vergangenheit Gewalt wahrnahm, oder ist vielmehr ausschlaggebend, wie wir heute diese Gesellschaften und ihre Wahrnehmungen deuten? Veronika hat bezeichnenderweise die sozialen und kulturellen Dimensionen von Gewalt angesprochen und Marc ihre alltägliche Dimension hervorgehoben. Gerade für unsere interdisziplinäre Diskussionsrunde finde ich Christians Thematisierung von Sklaverei als Beispiel interessant. Hier geht es um kulturelle und soziale (Selbst-) Wahrnehmungen und Deutungen einer Vielzahl von Akteur*innen, die in den transatlantischen Handel mit Sklav*innen involviert waren. Es geht aber auch um Profite und Verluste, um Geschäft und Privates. All diese *hors-champs* sind für eine Gewaltkultur wie Sklaverei wichtig, denn erst diese Gemengelage konstituiert eine Kultur und Akzeptanz von Ausbeutung und Gewalt. Nur wenn wir die Verflochtenheit von Privatem, Geschäftlichem und Politischem, von Lokalem, Nationalem und Globalem sehen, nähern wir uns Gewalt als einem historisch gewachsenen gesellschaftlichen Phänomen.[21]

Ich komme aus der Alltagsgeschichte, die sich ganz besonders für situative Konstellationen und menschliches Handeln interessiert, um das Politische im vermeintlich Unpolitischen herauszuschälen und zu verstehen. Es geht darum zu verstehen, wie Gewalt, Gesellschaft und Individuum zusammen funktionieren. Wir untersuchen weniger die Eliten oder Kommandohöhen, unsere Aufmerksamkeit gilt vielmehr den Erfahrungen, dem Alltag und Alltagsverhalten der »Vielen«.

Opfer und Täter zu sein, ist keine fixe Personeneigenschaft, sondern zuerst einmal eine soziale Konstellation und situativ bedingte Erfahrung. Menschen werden zu Täter*innen in dem Moment, in dem sie Gewalt ausüben, so die Soziologin Barbara Kavemann, aber wenige Stunden später können ebendiese auch Opfer von Gewalt werden. In einem Konzentrationslager oder einem anderen extremen Verfolgungskontext bewirkt die Machtasymmetrie zwischen Bewachenden und Bewachten jedoch eine Zuspitzung und Verfestigung dieser subjektiven Erfahrungen und Fremdzuschreibungen. Dennoch gilt auch hier, dass Menschen, die selbst Gewalt erleiden, beispielsweise Funktionshäftlinge, in einer anderen Situation Mitgefangene denunzieren, schlagen oder töten können. Umgekehrt vermögen SS-Personal oder Wehrmachtsoldaten eine Person oder Gruppe auch zu schützen. Es genügt somit nicht, historische Akteur*innen in ihrem sozialen, kulturellen und situativen Kontext zu verorten, wir müssen auch im Auge behalten, dass menschliches Handeln oft inkonsequent ist. Ich spreche hier nicht von einer Motivationsforschung, sondern vielmehr von der Heuristik von Widersprüchen und von Ambivalenzen.

Wichtig ist es dabei, Gewaltgeschichte (oder -soziologie) nicht allein auf das Gewalthandeln einzugrenzen, das haben meine Kolleg*innen schon hervorgehoben. Gewalttäter*innen sind nicht 24 Stunden am Tag gewalttätig, selbst nicht in außergewöhnlich gewaltförmigen Kontexten.

---

21 Anne Ruderman, Supplying the Slave Trade. How Europeans Met African Demand for European Manufactured Products, Commodities and Re-exports, 1670–1790, Dissertation, Yale University 2016.

Ist Gewalt ein besonderer Gegenstand, der besondere Methoden und Repräsentationsformen erfordert?

Elissa Mailänder

Ja, und zwar betrifft dies insbesondere visuelle Zeugnisse, mit denen Gewalt- und NS-Historiker*innen nach wie vor ziemlich unbedarft umgehen. Explizite Schilderungen von Gewalt in autobiografischen Dokumenten, aber auch ihre visuellen Darstellungen erfordern einen methodisch versierten Zugang, wobei sich die Quellenkritik nicht allein auf den Inhalt beschränken darf, sondern auch dem Medium und seiner inhärenten Performanz kritische Aufmerksamkeit schenken muss. Ansonsten kann es passieren, dass der voyeuristisch-pornografische Charakter der Zeugenaussagen oder Bilder nicht gebrochen wird. Ein Beispiel liefern David Olères extrem ästhetisierte Zeichnungen von unbekleideten Frauenkörpern in den Gaskammern, bis heute ein beliebtes Bildmaterial in Schulbüchern, Ausstellungen oder wissenschaftlichen Publikationen, ohne jedoch ihre geschlechterkonnotierte Beschaffenheit und ihren Fetischcharakter zu hinterfragen.[22]

Ganz anders geht Georges Didi-Huberman an vier, im August 1944 von Häftlingen des Sonderkommandos in Birkenau geheim geschossene Fotografien heran. Die Bilder zeigen ausgekleidete Jüd*innen aus Ungarn, die auf ihre Vergasung warten. Bis heute sind diese Momentaufnahmen die einzigen Dokumente über die systematische Vernichtung durch die SS und die konkrete »Arbeit« eines Sonderkommandos. Neben einer komplexen Entstehungsgeschichte haben die Fotografien eine ebenso vielschichtige Rezeptions- und Zirkulationsgeschichte. Unsere kritische Aufmerksamkeit fordern insbesondere die Retuschierungen, Verjüngungen und Beschönigungen der nackten Frauenkörper durch Überlebendenverbände, Verlage und Journalist*innen, die uns viel über den *male gaze* und den inhärenten Sexismus der Nachkriegsgesellschaften erzählen.[23]

Amateurfotografien von Gewalttäter*innen oder »Trophäen Selfies«, wie ich sie nenne, ermöglichen wiederum Einblicke in intime Gewaltpraktiken wie Gruppendynamiken in einem bestimmten historisch-sozialen Moment und einem spezifischen geografisch-politischen Kontext.[24] Sie können dabei helfen, die kulturelle, soziale und politische Bedeutung von Massenerschießungen, Vergewaltigungen oder Schändungen zu erkunden und möglicherweise auch einen Einblick in die Logik der Täter*innen zu gewinnen.[25] Diese Bilder bergen jedoch eine implizite, oft nicht sichtbare Gefahr in sich: Von der Vehemenz und Brutalität der Bilder überwältigt wird den Zuschauer*innen oft nicht gleich gewahr, dass diese fotografischen Zeugnisse das voyeuristische Verlangen nach Selbstdarstellung der Gewaltausübenden abbilden und vermitteln.[26]

---

22 Georges Didi Huberman, Images malgré tout, Paris 2003, S. 69–113.

23 Clément Chéroux, Photographies de la résistances polonaises à Auschwitz, in: ders. (Hg), Mémoire des camps, Paris 2001, S. 86–91.

24 Elissa Mailänder, Making Sense of a Rape Photograph. Sexual Violence as Social Performance on the Eastern Front, 1939–1944, in: Journal of the History of Sexuality 26 (2017) 3, S. 489–520.

25 Michaela Christ, Gewaltbilder. Über das Zeigen und Betrachten von Fotografien der Extreme, in: Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas und Stiftung Topographie des Terrors (Hg.), Massenerschießungen. Der Holocaust zwischen Ostsee und Schwarzem Meer 1941–1944, Berlin 2016, S. 302–316.

26 Edward Weisband, The Macabresque. Human Violation and Hate in Genocide, Mass Atrocity and Enemy-making, Oxford 2017, S. 65.

Gewalt kann unterschiedlichste Reaktionen bei Leser*innen und Zuschauenden erzeugen: Von Mitgefühl über Abwehr und sekundärer Traumatisierung bis hin zu Anziehung, ja sexueller Erregung.[27] Als Forscher*innen können wir nicht einschätzen oder gar kontrollieren, wie die Quellen, Schilderungen und Abbildungen von Täter*innen und Opfern, aber auch unsere eigene »dichte Beschreibung« und Analyse auf unsere Leser*innenschaft wirken.

In unserer digitalisierten Gesellschaft besteht die Gefahr, dass sich User*innen historische Fotografien aneignen und damit deren geschlechtsspezifische, sexuelle und rassistische Gewalt weiterverbreiten oder mit neuem Sinn füllen. Wie also können wir grafische Bilder und Beschreibungen von Gewalt sinnvoll in unseren wissenschaftlichen Arbeiten und Ausstellungen einbinden? Sollen sie auch in Online-Publikationen verbreitet werden? Und können wir unserem Publikum vertrauen?

Christian Gudehus

Elissa hat recht. Die Repräsentation von Gewalt, ob in Text oder Bild, bedarf besonderer Reflektion und Sorgfalt. Dafür gibt es mehrere Gründe, hier nur zwei. Erstens ist der Gebrauch dieser Produkte weder qua ihrer Machart noch durch eine Kommentierung oder Kontextualisierung festgelegt. So werden antisemitische Klischees über Aufklärung – Schulbücher etwa – tradiert. Zweitens gibt es ein außerakademisches und zugleich sehr persönliches Kriterium der Beschreibung von Gewalt: Pietät. Ich will keine Bilder von leidenden Menschen sehen oder zeigen – zumindest nicht ohne einen triftigen Grund. So kann die Analyse von Bildern relevante Erkenntnisse zu Tage bringen. Gleiches mag für detaillierte Beschreibungen von Gewalt gelten.

Aber bedarf es besonderer Methoden, Gewalt zu verstehen? Vieles spricht dagegen. Knapp ließe sich argumentieren, dass Gewalt ein soziales Phänomen wie viele andere ist. Dass es also um individuelles und kollektives Handeln, um Motive, Institutionen, Emotionen, sedimentierte Erfahrungen etc. geht. Und diese sind mit bekannten empirischen Methoden zu beforschen.

Theorie ist auch eine Methode. Einmal ist sie das als Methodologie, als Reflektion über die Konstituierung des Gegenstands und der Auswahl eines möglichst adäquaten Zugangs. Auch das ist nicht spezifisch für Gewalt. So stellt sich die Frage, ob es denn überhaupt spezifische Gewalttheorien geben kann – eine Diskussion, die immer wieder geführt wird. Um diese Frage zu beantworten, müssten Forschende wissen, ob die Erfahrung von Gewalt – ausgeübt, erlitten oder beides zugleich – sich somatisch, psychisch und physisch von anderen Erfahrungen unterscheidet. Die Frage kann schon allein deshalb nicht pauschal beantwortet werden, weil Individuen Gewalt unterschiedlich erfahren. Ähnlich wie Intimität, Sport, Denken, Schreiben usf. Nun ließe sich individuelle Leiderfahrung zum Ausgangspunkt der Analyse machen. Aber selbst die ist nicht kennzeichnend allein für von Menschen gegen Menschen ausgeübte Gewalt. Leid kann ebenso als Folge von Verlust oder schwerer Krankheit erfahren werden. Schließlich ist, immer noch mit Blick auf die Theorie, die Frage nach der Position des Gewaltgeschehens im Kontext der Gewaltforschung zu stellen. Scharf formuliert: Sollte Gewalt im Mittelpunkt der Gewaltforschung stehen? Es gibt tatsächlich

27 Susan Sontag, Regarding the Pain of Others, New York 2003.

einige Argumente dagegen.[28] Im Kern sozialwissenschaftlicher Theoriebildung liegen nach Hans Joas und Wolfgang Knöbl drei Fragen: »Was ist Handeln?«, »Was ist soziale Ordnung?«, »Was bestimmt sozialen Wandel?«[29] Diese Fragenkomplexe erlauben es, wesentliche Dimensionen kollektiver Gewalt zu bearbeiten, ohne dass Gewalt zwangsläufig im Mittelpunkt steht. Sklavereien etwa sind nicht ohne diverse Gewaltinfrastrukturen[30] und -praktiken zu verstehen. Die ihnen inhärente Gewalt zu analysieren, ist hingegen umgekehrt nicht ausreichend, sämtliche Dimensionen verschiedenster Formen von Sklavereien zu erfassen. Es sind weit mehr Aktivitäten, Relationen, Artefakte u. ä., die eine solche Realität bilden. Dies ist ein weiterer Grund dafür, warum Gewalt nicht der ausschließliche Fokus der Gewaltforschung sein kann. All dies sind Hinweise darauf, die Frage nach einer für die Erforschung von Gewalt spezifischen Methode zu verneinen.

Veronika Springmann

An anderer Stelle habe ich bereits Nancy Scheper-Hughes zitiert. Sie spricht vom »pornographischen Theater«, das dann entstünde, wenn es bloß bei einer Beschreibung der stattgefundenen Gewalt bliebe, ohne diese zu kontextualisieren. Die Frage nach der Repräsentation stellt sich für mich aus zwei Perspektiven. Erstens, wie repräsentieren wir als Wissenschaftler*innen unsere Forschungsgegenstände und, zweitens, wer verfügt über den Status, repräsentiert zu werden?[31] Um mit Spivak zu sprechen: Wem geben wir durch unsere Forschung eine Stimme? »Genügt es, ihnen im übertragenen Sinne ein Mikrofon vor den Mund zu halten, auch wenn das Mikrofon in diesem Fall durch die historischen Methoden der Archivforschung ersetzt wird? Das ist mehr als zweifelhaft, denn das Archiv ist ein Hort der Macht«.[32] Doch um das Archiv und dessen machtvolle Sortierung soll es hier gar nicht gehen.

Repräsentieren bedeutet zunächst, »etwas Abwesendes anwesend machen.«[33] Die drei Ebenen von Repräsentation umfassen Darstellung, Vorstellung und Nachahmung. Allzu oft wird Repräsentation vor allem mit Nachahmung in Verbindung gebracht und damit die Repräsentation als Widerspiegelung von Wirklichkeit begriffen. Elissa hat auf die damit verbundenen Gefahren aufmerksam gemacht. Deswegen sollten wir uns viel öfter damit auseinandersetzen, in welcher Form und auf welcher Ebene wir als Wissenschaftler*innen repräsentieren. Die entscheidende Ebene von Repräsentation fokussiert auf die Frage nach den Wirklichkeitseffekten von Darstellungen und versteht sich als Prozess der Herstellung von Bedeutung.[34] Das gilt zunächst für

28 Aktuelle Diskussionen in: Im Brennglas der Situation. Neue Ansätze in der Gewaltsoziologie, in: Mittelweg 36 28 (2019) 1/2.

29 Hans Joas/Wolfgang Knöbl, Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen, Frankfurt a. M. 2011, S. 37.

30 Michael Zeuske, Sklavenhändler, Negreros und Atlantikkreolen. Eine Weltgeschichte des Sklavenhandels im atlantischen Raum, Berlin 2015, S. 9.

31 Hito Steyerl, Die Gegenwart der Subalternen, in: Gayatri Chakravorty Spivak, Can the Subaltern Speak?, Wien 2008, S. 7–16.

32 Ebd., S. 10.

33 Johanna Schaffer, Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung, Bielefeld 2008, S. 77.

34 Stuart Hall (Hg.), Representation. Cultural Representation and Signifying Practises, London 1992.

die von uns benutzen Quellen selbst. Für visuelle Quellen gilt zudem, dass gerade Abbildungen von Gewalt oft einen voyeuristisch/pornografischen Charakter haben und in vielen Fällen ein *Othering* über entsprechende Körperrepräsentationen (etwa bei antisemitischen Stereotypen) oder Sexualität/Sexualisierungen sowie entsprechende Genderperformances (etwa in den Bildern aus Abu Ghraib) herstellen.[35] Genau dieser Repräsentationscharakter der Quellen muss analysiert werden. Die feministische Medienwissenschaftlerin Laura Mulvey hat an anderer Stelle auf die Wirkungsweise von komplexen Analysen hingewiesen: »There is no doubt that this destroys the satisfaction, pleasure and privilege«.[36]

Gleichzeitig sollten wir immer unser Augenmerk darauf richten, Christian hat es bereits angesprochen, von welchen Macht- und Wissensstrukturen Bedeutungen »kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert« werden.[37] Es reicht nicht aus, Gewalt lediglich zu beschreiben. Die Gewalt muss eingebettet werden in den Kontext, innerhalb dessen sie stattgefunden hat. Um aber zurückzukommen zur Frage: Nein, ich glaube nicht, dass Gewalt ein Gegenstand ist, der besondere Repräsentationsformen oder Methoden erfordert. Ja, ich bin mir sicher, dass Gewalt als Gegenstand – gerade wegen der inhärenten Gefahr des voyeuristischen und pornografischen Blicks – eine gründliche Auseinandersetzung mit Repräsentation benötigt.

Marc Buggeln

Gewalt kann und sollte im Wesentlichen mit dem methodischen Inventar erforscht werden, welches wir auch für andere Forschungsgegenstände verwenden. Hierzu gehört, dass sich die Frage gestellt wird, was wie aus welchem Grund repräsentiert wird. Zudem ist bei visuellen Darstellungen von Gewalt zweifellos besondere Sensibilität und Pietät gefordert.

Ich möchte nun einen speziellen Punkt aus der Diskussion herausgreifen. Wir alle haben uns viel mit der Gewalt des Nationalsozialismus beschäftigt. Zudem sprachen wir von sexistischer, rassistischer und erniedrigender Gewalt. Was ist aber mit der Gewalt, die sich gegen oft gewalttätige und zumindest unbeliebte Herrschaft wandte oder Gewalt gegen Okkupationsregime: Vom Bauernkrieg über die Französische Revolution, von Partisan*innen im Kampf gegen den Faschismus bis hin zum arabischen Frühling? Aus meiner Sicht zeigt sich hier noch viel deutlicher die Notwendigkeit zum genauen Hinschauen und zur Kontextualisierung.

Viel zu oft hat sich z. B. die Geschichtsschreibung zur Französischen Revolution auf ein Gegeneinander von Minimierung der Gewalt bei Hervorhebung der Vorzüge der Revolution oder der Zeichnung eines Schreckensgemäldes der Terrorherrschaft zur Diskreditierung der Revolutionäre beschränkt. Demgegenüber hat Sophie Wahnich in ihrem sehr gelungenen Essay versucht, die Gewalt der Französischen Revolution in ihrem Kontext und anhand der mit ihr verbundenen Ziele zu verstehen.[38] Für sie ist der Terror keine Rückkehr alter Barbarei, aber auch nicht Teil einer politischen Theologie. Die Gewalt entsteht ihr zufolge aus einer emotionalen Dynamik, in der es darum geht,

35 Stuart Hall, The Spectacle of the ›Other‹, in: ders. (Hg.), Representation, S. 225–239.

36 Laura Mulvey, Visual Pleausure and Narrative Cinema, in: Leo Braudy/Marshall Cohen (Hg.), Film Theory and Criticism. Introductory Readings, New York 1999, S. 833–844, hier S. 844.

37 Michel Foucault, Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt a. M. 1970, S. 7.

38 Sophie Wahnich, Freiheit oder Tod. Über Terror und Terrorismus, Berlin 2016.

die gewonnene Freiheit zu verteidigen. Für viele politische Denker der Zeit erschien der Tod des Feindes gerechtfertigt, wenn dieser sich gegen das Menschengeschlecht stellte. Der Terror wurde zum Teil demokratisch beschlossen und verfolgte auch das Ziel, brutale Exzesse und Massengewalt gegen die Feinde zu verhindern. Der Terror war kein Blutrausch von sadistischen Revolutionären, sondern der Versuch, den Volkszorn durch Hinrichtung einiger Feinde zu kanalisieren. Wahnich minimiert die Gewalt dabei aber nicht, sondern zeigt, wie schließlich immer mehr Feinde ohne ansatzweise gerechtes Verfahren hingerichtet wurden. In heutiger Zeit, in der die Sakralität der Person gilt und niemandem die Menschenwürde abgesprochen werden sollte, kann die Position der Revolutionäre nicht mehr überzeugen. Sie ist aber im historischen Kontext besser verstehbar, als wenn wir vorschnell heutige Maßstäbe anlegen und absolut setzen. Wahnich zeigt auch, wie die heutigen Freiheiten zum Teil mit Gewalt errungen wurden.

Wie verträgt sich die (heute) weitverbreitete Mischung unterschiedlicher methodischer Ansätze in der Beforschung von Gewalt?

Christian Gudehus

Gewalt kann wie alle sozialen Gegenstände nicht umfassend aus nur einer disziplinären Perspektive verstanden werden. Entsprechend naheliegend und wünschenswert ist es, relevantes Wissen unterschiedlichster Herkunft heranzuziehen. Es gibt herausragende Beispiele der Integration diverser Wissensbestände. Leider gibt es ebenso problematische Formen der Kombination. Dies gilt insbesondere für die internationale so genannte Genozidforschung. Dort lässt sich gleich eine Reihe von Defiziten beobachten, die so grundlegend sind, dass es fast banal ist, sie aufzuschreiben. Ich will nur drei Punkte herausgreifen:

1. Dort wo in der Erklärung kollektiver Gewalt individuelles Handeln erklärt werden muss, greifen Autoren häufig auf die immer gleichen experimentellen sozialpsychologischen Studien zurück. Leider geschieht dies allzu oft ohne eine kritische Lektüre der Originale, die daher schlicht missrepräsentiert werden. Besonders eklatant ist dies wohl am Beispiel der Rezeption von Solomon Aschs Arbeiten. So werden diese als Belege für die Tendenz von Menschen eingesetzt, sich Mehrheiten anzuschließen, also konform zu handeln. Ignoriert werden dabei Aschs detaillierte Differenzierungen des Phänomens und die von ihm vorgenommene Einschränkung der Übertragbarkeit auf außerexperimentelle Kontexte.[39]
2. Viel zu wenige Autor*innen diskutieren die häufig kritische Rezeption der von ihnen als Beweise für eindimensionale, vereinzelt gar kausale, Argumentationen herangezogenen Studien. So etwa Kjell Anderson, der nicht nur die zeitgenössischen, sondern auch die Publikationen der letzten Jahre etwa zum Milgram-Experiment in seinem hochgelobten Buch schlicht ignoriert.[40]
3. Fatal ist das vollständige Fehlen einer Historisierung der untersuchten Psychen, die Kenneth Gergen schon 1973 in einem der einflussreichsten Texte innerhalb der So-

39 Solomon E. Asch, Studies of Independence and Conformity. I. A Minority of One Against a Unanimous Majority, in: Psychological Monographs. General and Applied 70 (1956) 9, S. 1–70.

40 Kjell Anderson, Perpetrating Genocide. A Criminological Account, London 2018.

zialpsychologie eingefordert hat.[41] Zusammengefasst lautet das Argument: Psychen verändern sich historisch. Daher, so ließe sich das Argument aktualisieren, können Studien, die in den 1950er bis 1970er Jahren mit männlichen US-amerikanischen Studierenden durchgeführt worden sind, möglicherweise nur begrenzt Auskunft über Personen geben, die in den 1990er Jahren in Srebrenica oder Kigali mordeten.

Es fehlt also nicht nur an Kontextualisierung der Studien, etwa an Überlegungen hinsichtlich ihrer Reichweite, also dazu, was sie erklären können und was nicht. So dokumentieren Experimente häufig lediglich die Auswirkung einer oder mehrerer Variablen auf durchschnittliches Handeln in einem hochgradig kontrollierten, sehr spezifischen Setting. Fast noch schwerer wirkt, wenn Faktoren nur nacheinander oder nebeneinander aufgelistet, aber nicht ins Verhältnis gesetzt werden. So bleibt verborgen, wie sich Ansätze, die beispielsweise unterschiedliche Handlungstheorien bzw. Menschenbilder zugrunde legen, ergänzen oder aber widersprechen. Es mangelt also eklatant an methodologischer und epistemologischer Tiefe.

Marc Buggeln

In Deutschland existiert seit 1996 das *Institut für interdisziplinäre Gewalt- und Konfliktforschung* an der Universität Bielefeld, das ursprünglich vom Soziologen und Erziehungswissenschaftler Wilhelm Heitmeyer geleitet wurde und dem jetzt ein Sozialpsychologe vorsteht und an dem auch Historiker*innen beteiligt sind. Peter Imbusch sah 2000 vor allem sieben Disziplinen maßgeblich an der Gewaltforschung beteiligt,[42] während in einem interdisziplinären Handbuch immerhin elf Disziplinen zu Wort kamen.[43] Trotzdem sind aber inhaltliche Auseinandersetzungen über die Vor- und Nachteile interdisziplinärer Gewaltforschung kaum zu finden. Es dominiert im Feld der Sammelband oder ein interdisziplinäres Themenheft in einer Zeitschrift, in dem die unterschiedlichen disziplinären Zugänge häufig nebeneinanderstehen. Bestenfalls in der Einleitung kurz über das Verbindende nachgedacht wird.[44] Und wenn man selbst nachdenkt, fallen einem eher, wie Christian, die Fälle ein, in denen das Ergebnis nicht ganz so überzeugend ausgefallen ist.[45]

Wünschenswert wäre es, wenn häufiger Autor*innen aus unterschiedlichen Disziplinen gemeinsam an einem Aufsatz oder Buch schreiben würden. Dies wird jedoch in der gegenwärtigen Wissenschaftslandschaft nur bedingt gefördert. Über Karrieren wird vorwiegend disziplinär entschieden. Deswegen ist eine interdisziplinäre Arbeit im Qualifikationsstadium ein Wagnis. Hinweisen möchte ich auf eine historische Arbeit, die zwar nicht interdisziplinär ist, in der aber zumindest Anregungen und Methoden aus anderen geisteswissenschaftlichen Nachbardisziplinen überzeugend aufgenommen

41 Kenneth Gergen, Social Psychology as History, in: Journal of Personality & Social Psychology 26 (1973) 2, S. 309–320.

42 Peter Imbusch, Gewalt. Stochern in unübersichtlichem Gelände, in: Mittelweg 36 9 (2000) 2, S. 24–40, hier S. 34.

43 Christian Gudehus/Michaela Christ (Hg.), Gewalt. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart 2013.

44 Als ein Beispiel unter sehr vielen: Sarah Ralph, Introduction, in: dies. (Hg.), The Archaeology of Violence. Interdisciplinary Approaches, New York 2012, S. 1–13, hier S. 9.

45 Michael Jungert, Was zwischen wem und warum eigentlich? Grundsätzliche Fragen der Interdisziplinarität, in: ders./Elsa Romfeld/Thomas Sukopp/Uwe Voigt (Hg.), Interdisziplinarität. Theorie, Praxis, Probleme, 2. Aufl., Darmstadt 2013, S. 1–12, hier S. 5.

wurden. Die Einleitung von Thomas Lindenberger und Alf Lüdtke in den Sammelband *Physische Gewalt* ist nun bereits mehr als zwanzig Jahre alt, aber trotz aller Innovation in der Gewaltforschung noch immer mit Gewinn zu lesen. Besonders beeindruckt hat mich dabei die Analyse der Ohrfeige als rituelle Form der »kleinen Gewalt«, wo es z. B. heißt: »Zugleich aber erinnerte jede Ohrfeige an die Möglichkeit, stärker auszuholen.«[46]

Elissa Mailänder
Eine wichtige Aufgabe der Geschichts- und Sozialwissenschaften ist es, gesellschaftliche Machtasymmetrien und Gewaltkonstellationen sichtbar zu machen, was sich durch einen interdisziplinären Ansatz realisieren lässt. Für meine Arbeit zu SS-Aufseherinnen war Geschlecht als Analysekategorie ganz zentral. Geschlechtergeschichte, das darf man nicht vergessen, kommt aus den *Gender Studies*, die sich per Definition aus einem transdisziplinären Ansatz speisen.

Die *Studies* helfen uns, die Verwobenheit von sozialen und kulturellen Konfigurationen stringent zusammenzudenken. Das bedeutet Interdisziplinarität, nicht nur für den eigenen methodischen Werkzeugkasten, sondern auch für die universitäre Ausbildung.[47] Und viel wichtiger: Ohne diese interdisziplinären Impulse der letzten dreißig Jahre kann man sich heute die Gewaltforschung gar nicht vorstellen.[48] Interdisziplinäre Ansätze haben gewohnte Herangehens- und Sehweisen aufgebrochen und mit ihren Kategorien Geschlecht, Sexualität, Performanz kritisch erneuert.[49]

All das ist ohne die feministische Theorie nicht denkbar. Sie hat uns überhaupt das analytische und konzeptionelle Rüstzeug gegeben, um gesellschaftliche Phänomene und Machtverhältnisse und –fantasien zu begreifen, darauf hat Veronika bereits verwiesen.[50] Ohne das Zusammendenken von *Race*, Klasse, Geschlecht bzw. anderen relevanten Kategorien (Intersektionalität), ohne das in den 1960er Jahren von feministischen Aktivistinnen geschaffene Vokabular wie sexuelle Belästigung *(sexual harassment)*, ohne eine gesellschaftliche und wissenschaftliche Diskussion über sexuelle Gewalt, Prostitution und Vergewaltigung hätten wir keine Instrumente, um Machtasymmetrien sowie die Fluidität zwischen einvernehmlichen, gekauften und erzwungenen sexuellen Kontakten zu verstehen.[51]

Nicht zuletzt haben in der Forschung zum Nationalsozialismus feministische und postkoloniale Untersuchungsansätze dazu geführt, die Ambivalenz der Machtverhält-

---

46 Thomas Lindenberger/Alf Lüdtke, Einleitung. Physische Gewalt – eine Kontinuität der Moderne, in: dies. (Hg.), Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit, Frankfurt a. M. 1995, S. 7–38, hier S. 26.

47 Simon During, Cultural Studies. A Critical Introduction, New York 2005.

48 Elaine Scarry, The Body in Pain. The Making and Unmaking of the World, New York 1985; Selma Leydesdorff/Luisa Passerini/Paul Thompson (Hg.), Memory and Totalitarianism, Bd. I, International Yearbook of Oral History and Life Stories, Oxford 1996.

49 Forum: Holocaust and the History of Gender and Sexuality, in: German History 36 (2018) 1, S. 78–100.

50 Bell Hooks, feminist theory. from the margins to the center, New York, 1984; Raewyn Connell, Gender and Power, Cambridge 1987.

51 Regina Mühlhäuser, Eroberungen. Sexuelle Gewalttaten und intime Beziehungen deutscher Soldaten in der Sowjetunion 1941–1945, Hamburg 2010; Laura Fahnenbruck, Ein(ver)nehmen. Sexualität und Alltag von Wehrmachtsoldaten in den besetzten Niederlanden, Göttingen 2018; Kirsten Campbell/Regina Mühlhäuser/Gabi Zipfel (Hg.), »Why Are You Doing This to Me?« Exploring the Field of Sexual Violence in Armed Conflict, New Delhi 2019.

nisse zwischen »arischen« und »nichtarischen« Männern bzw. Frauen im Nationalsozialismus zu überdenken.[52] Gerade hier zeigt die analytische Verschränkung von *Race*, Klasse und Geschlecht ihre heuristische Stärke: Auch als unterprivilegierte, subalterne Subjekte waren deutsche Frauen auf gesellschaftlicher Ebene wie auch im sozialen Nahbereich aktiver Teil der nationalsozialistischen Gesellschaft. Mit ihrem praktischen Handeln und ihrem konkreten Verhalten trugen sie Macht auf unterschiedliche Weise mit und beteiligten sich in unterschiedlicher Form und Intensität an der Gestaltung von rassistischen und sexistischen Geschlechterhierarchien.[53]

Anstatt also ständig neuen Quellenschätzen nachzulaufen, sollten wir Historiker*innen uns untereinander und mit Kolleg*innen aus den benachbarten Disziplinen mehr über Forschungsfragen und Untersuchungsmethoden austauschen.

Veronika Springmann

Ich möchte noch einmal für das methodische Instrument der Intersektionalitätstheorie werben, das nicht nur den Blick öffnet für hierarchisierende gesellschaftliche Strukturen, innerhalb derer Gewalthandeln stattfindet, sondern auch für die Bewertung dessen, wie in welchem Kontext Praktiken als Gewalt gelesen, beschrieben und bewertet werden.

Wie wir alle wissen, ist das Thema der sexuellen Gewalt sehr spät von der Gewaltforschung zur Kenntnis genommen worden. Dabei wird sexuelle Gewalt schon lange in feministischen interdisziplinären wissenschaftlichen Debatten thematisiert. Diese Beiträge sind aber von der Gewaltforschung genauso wie Geschlecht als analytische Kategorie lange ignoriert worden. Entsprechend verblieb die Auseinandersetzung mit sexueller Gewalt sowie der Zusammenhang von Sexualität & Gewalt unterbelichtet. Einer der Gründe für diese Rezeptionssperre hängt sicherlich mit hegemonialer Wissensproduktion und dem Fehlen feministischer Wissenschaftler*innen bzw. feministischer Perspektiven in der Gewaltforschung zusammen. Angeregt durch Christians Lektüre habe ich durch das *Kriminologische Journal* geblättert, auf der Suche nach Artikeln zu sexueller Gewalt. Dabei bin ich über folgenden Artikel von 1994 gestolpert: Die Kriminologin und Soziologin Gerlinda Smaus – übrigens die Begründerin der feministischen Kriminologie – wies in ihrem Artikel *Physische Gewalt und die Macht des Patriarchats* darauf hin, dass Definitionen als Ergebnisse von Definitionsprozessen zu sehen sind.[54] Wann sexuelle Gewalt als Gewalt, als Verletzung überhaupt wahrgenommen wurde, ist eine Frage dieser (machtvollen) Definitionsprozesse. Doch noch ein anderer Faktor wird hier relevant – nämlich wem wann ein Recht auf (körperliche) Selbstbestimmung zugestanden wird.

Die Osteuropahistorikerin Alexandra Oberländer hat in ihrer Studie zur *Wahrnehmung von sexueller Gewalt in Russland* herausgearbeitet, dass eine der Bedingungen in der Anerkennung von sexueller Gewalt auf der Vorstellung von Frauen als autonomem Subjekt liegt.[55] Sie zeigte, dass gerade in der Auseinandersetzung mit sexueller Ge-

52 Ann Laura Stoler, Race and the Education of Desire. Foucault's History of Sexuality and the Colonial Order of Things, Durham 1995.

53 Elizabeth Harvey, Women and the Nazi East. Agents and Witnesses of Germanization, New Haven 2003.

54 Gerlinda Smaus, Physische Gewalt und die Macht des Patriarchats, in: Kriminologisches Journal 26 (1994), S. 82–104.

55 Alexandra Oberländer, Unerhörte Subjekte. Die Wahrnehmung sexueller Gewalt in Russland 1880–1910, Frankfurt a. M. 2011.

walt auch immer wieder die Frage danach gestellt werden muss, was warum als zu schützendes Rechtsgut gilt. Die Ehre der Frau (und im Gefolge ihrer Familie) hing in patriarchalen Gesellschaften von ihrer sexuellen Unversehrtheit ab. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts modernisierte sich diese Vorstellung hin zu einer Würde der Person, die in ihrer sexuellen Selbstbestimmung liegt. Damit hat sexuelle Gewalt ein anderes Gewicht bekommen, sowohl in der Rechtsprechung als auch im Leben der betroffenen Frauen. Auch die gewaltausübenden Männer wurden nunmehr anders interpretiert und wahrgenommen. Vom Kavaliersdelikt wandelte sich sexuelle Gewalt zu einem Phänomen, für das sich Forensiker*innen und Psycholog*innen interessierten. Männer wurden pathologisiert und Frauen auf ihre Sexualität reduziert. Damit rücken Gründe für das (Un-)Sichtbare in den Blick sowie des (Nicht-)Sagbaren. Das heißt, dass wir uns viel stärker für die von Smaus angesprochenen Definitionsprozesse interessieren und vor allem Recht als Faktor stärker berücksichtigen sollten. Andersherum ist der historische Blick auf Gewalt, Geschlecht und Sexualität unumgänglich, um aktuelle Bewertungen oder Einschätzungen zu verstehen.

Marc Buggeln *ist Historiker. Er vertritt im Sommersemester 2020 den Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Augsburg. Von September 2019 bis März 2020 war er Gastdozent an der Faculty of History der Universität Cambridge und Visiting Fellow in Clare Hall. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Geschichte der Steuerpolitik und der sozialen Ungleichheit sowie des Nationalsozialismus und der Konzentrationslager.*
E-Mail: mbuggeln@gmx.de

Christian Gudehus *ist Sozialwissenschaftler mit einem Schwerpunkt in der Sozialpsychologie. Themen seiner Forschung und Lehre sind kollektive Gewalt, Sozialtheorie, Krisen & Methoden. Er ist Senior Researcher am Institut für Friedenssicherungsrecht und Humanitäres Völkerrecht & Permanent Fellow am Kilian/Köhler Centrum für sozial- und kulturwissenschaftliche Psychologie & historische Anthropologie der Ruhr-Universität Bochum und Chefredakteur von »Genocide Studies and Prevention«.*
E-Mail: christian.gudehus@rub.de

Elissa Mailänder *ist Historikerin und Associate Professorin am Institut d'études politiques de Paris. Sie lehrt und forscht im Bereich der Täter*innenforschung mit einem Schwerpunkt auf Geschichte des Nationalsozialismus, Alltagsgeschichte der Gewalt, Geschlechter- und Sexualitätsgeschichte.*
E-Mail: elissa.mailander@sciencespo.fr

Veronika Springmann *ist Historikerin und Sportwissenschaftlerin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Geschichte des Nationalsozialismus, Geschichte der Gewalt, Kulturgeschichte des Rechts, Körper- und Sexualitätsgeschichte und queere Geschichtsschreibung. Derzeit arbeitet sie innerhalb des DFG-Forschungsprojekts »Homosexuellenbewegung und Rechtsordnung in der Bundesrepublik 1949–2002« an der Freien Universität Berlin.*
E-Mail: veronika.springmann@web.de